

Laudatio von Christa Wolf, anlässlich der Namensverleihungsfeier des Charlotte-Wolff-Kollegs, 5. März 1997

"Charlotte Wolff internationale Jüdin mit britischem Pass"

"Anfang des Jahres 1983 bekam ich, durch welche Empfehlung, weiß ich nicht mehr, die Autobiographie einer Frau in die Hand, die mir bis dahin unbekannt gewesen war: Charlotte Wolff. Das Buch, in einer Reihe des S. Fischer Verlags erschienen, heißt: Augenblicke verändern uns mehr als die Zeit. Während ich noch darüber nachdachte, ob ich der Behauptung, die der Titel aufstellt, zustimmen könnte, war ich schon von der Person gefangen, die dieses Buch geschrieben hatte: Eine deutsche Jüdin, Anfang des Jahrhunderts in einer kleinen Stadt in Westpreußen geboren, die Medizin und Philosophie studierte und in den zwanziger Jahren in Berlin lebte und als Ärztin arbeitete; die glücklicherweise rechtzeitig, nämlich schon Anfang 1933, das nationalsozialistische Deutschland verließ und danach in Paris und London lebte, wo sie 1986 starb. Dieses Skelett ihres Lebenslaufes will ich später versuchen, etwas anzureichern, zuerst aber möchte ich davon sprechen, wie ich mit Charlotte Wolff in Kontakt gekommen bin - ein Kontakt, aus dem sich eine wenn auch nie durch persönliche Bekanntschaft erprobte Freundschaft entwickeln sollte. Zu meiner großen Überraschung, fast Bestürzung, stieß ich in ihrer Autobiographie gegen Ende auf meinen Namen. Sie hatte sich, aus Interesse für die Dichterin Karoline von Günderrode, eines meiner Bücher besorgt, in dem eine fiktive Begegnung zwischen Günderrode und Kleist beschrieben wird und hatte da eine Zeile gefunden, in der sie große Ähnlichkeit mit einer Zeile aus einem der Gedichte erkannte, die sie als junge Frau geschrieben hat. Ihre Zeile lautet: „Durch die Sohlen seiner Füße brennt das Herzensblut der Erde,, die meine: „Und fühlte den Herzschlag der Erde unter seinen Fußsohlen.,, Sie sah es als „ein Wunder, daß ein solch ähnlicher poetischem Ausdruck von zwei Geistern geschaffen werden konnte".

Ich hatte das Gefühl, daß ich ihr schreiben und mich zu erkennen geben müsse. Sie antwortete gleich und mit großem Enthusiasmus, und so entwickelte sich über die dreieinhalb Jahre, die sie noch am Leben war, ein ziemlich dichter Briefwechsel, ein Austausch von Büchern und Gedanken, bald gingen wir vom Sie zum Du über und machten Pläne, uns zu treffen, die leider, einmal weil ich einen Termin nicht einhalten konnte, dann wieder, weil sie nicht gesund war, nie ausgeführt wurden. Einmal, als wieder eine Begegnung nicht zustande gekommen war, schrieb sie mir einen Satz, den ihr eine Freundin ins Ohr geflüstert hatte: It is later than you think. Ich verstand, was sie meinte, aber ich nahm nicht wahr, wie ernst ihre Erkrankung in Wirklichkeit war, die sie immer als „Erschöpfung bezeichnete - mich und vielleicht auch ein wenig sich selbst betragend.

Und erschöpft war sie und mußte sie sein, nachdem sie, eine Frau in den achtzigern, in einer unaufhörlichen sechsjährigen Anstrengung ohne Erholungspause ein umfangreiches Buch über den Sexualforscher Magnus Hirschfeld geschrieben hatte, in dem auch ein Satz steht, der eine versteckte Selbstaussage ist: Das Alter hat keine Macht über einen starken Geist. Der Satz steht in Englisch da, denn dieses große Porträt von Magnus Hirschfeld ist noch nicht ins Deutsche übersetzt. Sie hätte Hirschfeld im Berlin der zwanziger Jahre begegnen können, schreibt Charlotte Wolff in ihrer Einleitung; 1928 arbeitete auch sie in Berlin, an der Klinik für Familienplanung der Allgemeinen Krankenkasse, und die Bestrebungen, die ihre Arbeit leiteten, waren denen von Magnus Hirschfeld sehr ähnlich: die Emanzipation von Frauen und Männern von jeder Art sexueller Unterdrückung durch die Gesellschaft, damit natürlich die Beendigung der Diffamierung von homosexuellen, bisexuellen, bössartig als „abartig denunzierten Menschen. Die Forschung auf diesem Gebiet war für Charlotte Wolff die Arbeit ihrer letzten Lebensphase, dokumentiert in Büchern wie „Love between Women,, 1971 in England und 1973 in Deutschland unter dem Titel: „Psychologie der lesbischen Liebe,, erschienen, und ihre Grundlagenstudie über Bisexualität, die in Deutsch 1980 herauskam. Ich zähle diese Titel hier auf, um einen Anreiz zu geben, diese Bücher zu lesen. weil mir scheint, daß im Zusammenhang mit der restaurativen Phase, in die Gesellschaft

gerade hineingetrieben wird, wie üblich auch Erkenntnisse über Sexualität und die Folgerungen, die wir daraus ziehen müßten, wieder zurückgedrängt werden nicht zuletzt die Einsicht, wie eng sexuelle und sozialpolitische Unterdrückung miteinander verknüpft sind.

Charlotte Wolff, die kein vordergründig politischer Mensch war, hat, fast möchte ich sagen „von Natur“, aus immer an jenen noch ungesicherten Plätzen der Wissenschaft gearbeitet, wo Pioniergeist erforderlich ist und wo wirklich Neues zutage gefördert wird. Dabei war es ihr nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie Wissenschaftlerin - a u c h Wissenschaftlerin werden würde. Wenn man die anschauliche, farbige und genaue Schilderung ihrer Kindheit liest, die Porträts ihrer Eltern und anderen Verwandten, die Städtebilder von Riesenburg, wo sie geboren wurde, und Danzig, wo sie als Jugendliche zur Schule ging, in sich aufnimmt und nicht zuletzt ihren Reflexionen über sich und ihre Entwicklung folgt, meint man, eine kreative Schriftstellerin vor sich zu haben. Und wirklich war ja diese Kindheit und Jugend erfüllt von starken emotionalen Erlebnissen. von ersten leidenschaftlichen Liebeserfahrungen mit Frauen, nicht zuletzt von der Erschütterung durch die Geburt eines „inneren Auges“, während der eine „unbekannte und mächtige Kraft“, von ihr „Besitz ergreift“, „Von diesem Augenblick an“, schreibt sie, „wußte ich um das Universum, das ich erblickte und in mir hielt“. Von da an hatten sich die „Tore erhöhten Empfindungs- und Wahrnehmungsvermögens“, für sie „von selbst“, geöffnet. Natürlich kann sie ihre Sensitivität nicht in dieser Konzentration bewahren, aber, nach allem, was ich von ihr weiß, ist Charlotte Wolff ein hoch empfindsamer, auch empfindlicher Mensch geblieben. Als junges Mädchen schrieb sie Gedichte, wie unter einem Zwang, sie fühlte sich zu Kunst und Literatur hingezogen, während die prosaische Welt ihres Elternhauses, in dem Geschäftsinteressen im Vordergrund standen, sie abstieß. Aber dieses Elternhaus hat nie versucht, die jüngere Tochter, die sich so offensichtlich nicht in das Muster kleinbürgerlichen Verhaltens fügen konnte, zu beeinflussen oder gar zu zwingen, von ihrem Entwicklungsweg abzugehen. Man habe sie akzeptiert, wie sie war auch in ihrer sexuellen Orientierung, die sich auf Frauen richtete und die ihr selbst zeitlebens niemals als etwas Besonderes oder gar, „Unnatürliches“, vorgekommen ist, sondern als eine natürliche Neigung, derentwegen sie weder in ihrer Familie noch in dem Kreis, in dem sie sich später bewegte, ausgegrenzt wurde. „Ich brauchte mich nicht zu verstellen“, schreibt sie, „zu verstecken oder nach Ausflüchten zu suchen“. Diese Aussagen sind umso bedeutsamer, als Charlotte Wolff mehr und mehr davon überzeugt ist, daß „alle Menschen von Kindheit an manipuliert werden. So führen die Manipulierten die Manipulierten, und niemand weiß, was der Mensch wirklich ist.“ „Gehirnwäsche“, nennt sie oft, noch krasser, die Manipulation, der in der modernen Gesellschaft jeder Mensch unterzogen werde. Das heißt, ihre Gesellschaftskritik setzt nicht an äußerlichen, z. B. politischen oder sozialen Symptomen an, sondern da, wo die Mechanismen des modernen Lebens den Kern des Menschen angreifen. Oft betont sie ihre Überzeugung, daß wir alle gezwungen seien, unter Masken zu leben, und daß wir nur in seltenen Augenblicken spontaner Berührung mit einem anderen Menschen diese Maske fallen lassen und unser wirkliches Selbst zeigen. Die Sehnsucht nach diesem Selbst, danach, es zu entwickeln und es vertrauten Menschen zeigen zu können, das war die innere Leitlinie, der Charlotte Wolff folgte; außergewöhnlich genau hat sie sich selbst beobachtet, Abweichungen von dieser Leitlinie, die ihr schwieriges Leben ihr aufzwang, und die oft in Krankheit mündeten, registriert und das Glücksgefühl genossen, wenn günstige innere und äußere Umstände für Augenblicke oder für Tage, Wochen ihr inneres Selbst und ihr äußeres Leben miteinander übereinstimmen ließen.

Ich habe vorgegriffen, aber es ist hier nicht meine Absicht und wohl auch nicht meine Aufgabe einen chronologischen Lebenslauf von Charlotte Wolff zu geben. Doch komme ich noch einmal auf ihre Studienzeit in den zwanziger Jahren zurück. Sie hatte eingesehen, daß es vernünftig wäre, Medizin zu studieren und nicht, wie sie eigentlich wollte, Philosophie, Literatur und Kunst. Allerdings brachte sie es fertig, neben und nach dem Studium in verschiedenen Städten, zuletzt in Berlin, ein zweites Leben in Künstlerkreisen und in Kabarets, Theatern, Nachtbars zu leben, mit Freundinnen und Freunden. Es sind diese Jahre, die sie stark geformt haben und auf die sie später, als Deutschland für sie ein Un-Ort geworden war, immer wieder zurückkommt. Sie erlebte auch in ihrem Beruf, in der Schwangerschaftsfürsorge der Allgemeinen Krankenkasse in Berlin, in der fortschrittliche Familienplanung praktiziert wurde, ein neues, sie begeisterndes Medizinverständnis, sie wurde aktives Mitglied des Vereins Sozialistischer Ärzte, der USPD nahestand, sie richtete die erste Klinik für Schwangerschaftsverhütung in Deutschland ein und bekam so ihren ersten praktischen Unterricht in Sexualwissenschaft und Psychotherapie. Sie und die jungen Frauen, mit denen sie zusammen arbeitete und

lebte, waren frei, schreibt sie, „wir waren einfach wir selbst, die einzige Befreiung, die am Ende zählt,. Aber: „Die Freiheit des Individuums und die Freiheit für das Individuum gab es in der deutschen Geschichte immer nur für kurze Zeit,,

Jahrelang kam ihr nicht die Spur einer Vorahnung von der Gefahr, die sich für sie als Jüdin und für alle, die im Namen der Aufklärung emanzipatorische Theorien und Praktiken vertraten, unter der oft glänzenden Oberfläche zusammenbraute. Anschaulich hat sie beschrieben, wie stark man sich in ihrer Familie als deutsche Juden fühlte, wie stark sie selbst mit der deutschen Kultur identifiziert war und niemals auf die Idee gekommen wäre, daß sich zwischen den beiden Grundelementen, auf denen ihr Dasein aufbaute:

Jüdin und Deutsche zu sein, je ein unüberbrückbarer Abgrund auftun würde. Drei Schläge hintereinander machten ihr im März/April 1923 ihre Lage klar: Sie wurde gekündigt, weil sie Jüdin war, und in der U-Bahn wurde sie als „Frau in Männerkleidung und als Spionin,, festgenommen. Ihre eigenen Geistesgegenwart und die eines Wachmanns der Bahnhofswache ließen sie davonkommen. Dann wurde ihre Wohnung nach „Bomben,, durchsucht: Am 26. Mai 1933 verließ sie Deutschland in Richtung Paris. Viele Jahre lang hat sie die Erinnerung an ihre Zeit in Deutschland, an deutsche Kultur und die deutsche Sprache abgelehnt und gemieden. Wie viele jüdische deutsche Emigranten hat sie dem Schock der Ausgrenzung, Vertreibung, schließlich der Vernichtung der in Deutschland zurückgebliebenen Juden nie verwunden. Ihr deutscher Paß galt noch fünf Jahre, danach hat sie den Paß einer Staatenlosen genommen, schließlich wurde sie britische Staatsbürgerin. Sie hat sich seitdem immer als „internationale Jüdin mit britischem Paß,, bezeichnet, Erst in den siebziger Jahren, als Berliner Feministinnen auf sie zugingen, hat sie sich dazu überwunden, auf deren Einladung hin nach über vierzig Jahren wieder in das einst von ihr geliebte Berlin zu kommen. Sie fand einen warmen, sie überwältigenden Empfang, und sie kam zweimal wieder, hielt Vorträge und Lesungen und freute sich an den Diskussionen. Ihre Autobiografie endet mit den Sätzen: „Berlin war wieder ein Ort auf meiner emotionalen Landkarte geworden. Es hatte mir ein neues Leben gegeben.,, Auch deshalb war ich froh, als ich hörte, daß Ihr Volkshochschulkolleg sich den Namen von Charlotte Wolff geben will, daß also ihr Name in Berlin präsent bleiben, daß man nach ihr und ihrem Leben und Werk weiter fragen wird. Ich bin sicher, dank der Berlinerinnen, die sie hergeholt haben und enge Freundinnen von ihr wurden, könnte sie dieses Angebot annehmen, es würde sie wohl freuen. Sie war so empfänglich für Liebe und Verständnis.

Die Briefe, die sie mir schrieb, zeugen von dieser Suche nach gleichgestimmten Seelen, und wenn sie glaubte, einem Menschen begegnet zu sein, der ihr nahe war, hielt sie sich nicht zurück, sie kam einem offen entgegen, sogar begeistert, konnte rückhaltlos loben, mir zum Beispiel ein großes Geschenk machen mit der Bemerkung, daß ich für sie „die deutsche Sprache neu ins Leben gebracht,, habe. „Sehen Sie,, schreibt sie, „als ich ins ‚Exil‘ (das mir ja großartig bekam) ging, war die deutsche Sprache mir nicht nur verloren sondern ein Greuel. Die Nazis hatten sie so verunglimpft beschmutzt entseelt -, daß ich an eine Resurrektion gar nicht glauben konnte.,, Nach einem Satz über meine Sprache schreibt sie dann, ich zitiere das, weil es so kennzeichnend für sie ist: „Aber ich will nichts weiter sagen, weil ich es aus ‚Scheuheit‘ nicht mag. Auch glaube ich, daß Sie (und ich auch) ‚siegen‘ wie ‚lobpreisen‘ demonstrativ, ungesund, absolut tödlich finden.,,

Charlotte Wolff, hat sich, zuerst in Frankreich, dann in England ihr Brot durch wissenschaftliche Arbeit verdient - zuerst, indem sie die Hand studierte und herausfand, welche Zusammenhänge es zwischen Größe, Form, Gestalt unserer Hände, den Handlinien auch, und den Charakteren der Menschen, ihren Anlagen, ihren Krankheiten gibt und ihre Kenntnisse - nicht unbedingt zu ihrem Vergnügen - an wohlhabende Leute weitergab, denen sie „aus der Hand las,,. Sie bemühte sich um eine streng wissenschaftliche Vorgehensweise, aber natürlich konnte sie auf ihrem Forschungsgebiet nichts machen ohne Intuition: Sie war unglaublich aufnahmebereit für alle Schwingungen zwischen Menschen, die kein Apparat messen kann und sie war wie ein Medium für Vorahnungen, für die oft wunderbaren Zusammenhänge, die uns „passieren,, und für die wir meistens nicht wahrnehmen, weil wir zu abgestumpft sind. Sie aber lebte in einem feinen Geflecht solch wunderbarer Zusammenhänge, was wir „Zufall,, nennen, war für sie eine erstaunliche Fügung, die sie nicht

geringschätzen durfte, ihre Briefe gaben mir Beispiele dafür, zum Beispiel, wenn sie in der gleichen Zeit, in der wir in nähere Beziehung zueinander kamen, eine Freundin der Ingeborg Bachmann kennenlernte, die ihr wiederum die Bücher der Bachmann gab, in denen sie nun das Gedicht fand, das sie gerade in meinen „Frankfurter Vorlesungen“, „O – das ging in den Solar plexus“, schreibt sie. „Ja - diese Zusammentreffen - allherum! Wir wissen nicht, Gott sei Dank, wie - aber es ist ein Trost, daß es so vor sich geht.“ Und sie war sich bewußt, bei all ihrer Bescheidenheit, daß sie in einer inneren Verbindung mit solchen Geheimnissen stand. Sie schickte mir Ihr Buch über die „menschliche Hand“, in der englischen Fassung genau in dem Augenblick, als das deutsche Exemplar, das ich mir beschafft hatte, in einem Bauernhaus in Mecklenburg mit verbrannte. Auch dies schien ihr eine Fügung zu sein und veranlaßte sie, da ich einen solchen Brand vorher in einem Buch beschrieben hatte, zu der Bemerkung über meine „Vor-ahnung“,: „Fürchten wir nicht, wie ancient people, die dauernde Drohung, daß uns, was wir haben, von den Göttern weggenommen wird - falls wir sie nicht dauernd ‚versöhnen‘? Und sogar dann können sie uns immer berauben - Aberglaube? Ich glaube an Aberglauben...“, In welchem Sinn, das schreibt sie in ihrer Autobiografie: „Einige Menschen verstehen sich darauf, das Ohr am Boden zu halten und festzustellen, ob sich etwas Gutes oder Schlechtes nähert. Wir nennen sie intuitiv oder vorausschauend. Aberglaube ist eine Form außersinnlicher Wahrnehmung, und es ist ein Fehler, ihn als Überbleibsel primitiver Religionen zu verspotten. Künstler und Schriftsteller sind prädestinierte Beobachter des Ungewöhnlichen und Unheimlichen, es lohnt sich, ihre ‚Visionen‘ und ihren Aberglauben ernst zunehmen. Tatsächlich können sie sich als die besseren Kenner der Geschichte herausstellen als professionelle Historiker.“ Klingt das heute, da wir umstellt sind von angeblichen „Fakten“, nicht wie eine Stimme aus einer anderen Welt?

Der Brief, aus dem ich zitierte, ist vom Februar 1984, offenbar hatte ich ihr vorher über meine Zukunftsängste geschrieben, sie antwortet, daß sie sich vielleicht durch das Anschwellen der Friedensbewegung in England habe täuschen lassen und durch „die Millionen in Europa, die protestieren,“ (gegen das Aufstellen der Raketen), und fährt fort: „Da ist aber etwas, was mir schon oft durch den Kopf ging: Es muß gar nicht Krieg sein - daran glaube ich nicht. ... Nein, meine apprehension ist absolut in der technology per se. Wenn die Microchips und giftigen Desinfektionsmittel Menschen devitalisieren (leiblos machen durch falschen Comfort), vergiftet durch Nährstoffe - Boden und Seele wird dann entmenschert. Das sind meine Schrecken. Alles was man Zukunft nennt ist wie Roulette. Man muß (man kann ja nicht anders) wagen zu spielen. - Vielleicht werden die Zukünftigen Spielregeln kennenlernen, die die abtötenden Gefahren wiederum töten, und dann doch noch das Lamm mit dem Löwen im Zusammenleben erstreben beinahe vielleicht dem nahekommen. Ist es Utopie natürlich, aber eine Möglichkeit, die man nicht durch Schrecken der Gegenwart und Mißtrauen der lebenden, jetzigen Erwachsenen abtun kann. Die Jugend zeigt mehr Instinkt und absoluten Daseinswillen, glaube ich.“

Und, ich kann es nicht lassen, Ihnen noch etwas vorzulesen, was in dem Brief steht - die Briefe, übrigens, sind in einer ausschweifenden, schwer lesbaren Altersschrift geschrieben und, wie Sie bemerkt haben, mit Brocken aus dem Englischen und englischen Satzbildungen durchsetzt - etwas vorlesen also, was sie mit der Behauptung „Fortschritt ist Fortgehen“, beginnt: „Es heißt nicht, Menschen, die man liebt oder zu denen man attachiert ist, verlassen das hat nur mit uns selbst zu tun. Eine neue, nicht gesehene Facette in uns nimmt eine Beleuchtung an, die uns im Fortschritt zufällt, und dann sind wir „weiter,“, und wenn auch dieses Weiter unmeßbar ist wir sind von dem, was wir bisher von uns wußten, (ich meine ich, denn ich verallgemeinere aus meiner subjektiven Erfahrung) eine neue Einsamkeit. Die ist auch ein Sprungbrett.“

Danach wird es niemand mehr verwundern, daß Charlotte Wolff sich eine Wissenschaft ohne Menschenliebe und ohne Subjektivität nicht vorstellen kann, am wenigsten die Medizin oder die Psychologie, ihre Arbeitsgebiete. Ich denke, nicht nur in den Gegenständen, die sie bearbeitete eben die Bedeutung der Hand, oder Homosexualität, oder Bisexualität, auch in der Art und Weise, wie sie sich ihnen näherte sensibel, immer eingedenk der Tatsache, daß sie es mit Menschen zu tun hatte, die ihr vertrauten, die ihr ihre Hände überließen oder ihr in langen Interviews ihre Lebensgeschichte, einschließlich die Geschichte ihrer sexuellen Orientierung erzählten - in all dem zeigt sie sich für mich als eine

Wissenschaftlerin eines modernen Typs, die nicht darauf aus ist, den Gegenstand ihrer Untersuchung zu zerstückeln, um ihn so leichter klassifizieren zu können. Was ich meine, mag ihr Satz illustrieren, „daß wissenschaftliche Entdeckungen mehr mit surrealistischem Denken als mit Logik zu tun haben,“, „Was ich ersehnte, „schreibt sie an anderer Stelle, war eine Einheit von Medizin, Wissenschaft und Kunst.“ Und als „die schlimmste Sünde,“ des ärztlichen „Berufsstandes,“ sieht sie „die mangelnde Anteilnahme an den Patienten, die Kälte des Herzens,“. Ich versage mir hierzu jeden aktuellen gesundheitspolitischen Kommentar.

Als sie lesbische Frauen suchte, mit denen sie ihre Interviews machen könnte, bemerkte eine Zeitung: Dr. Wolff wants people, not patients. Charlotte Wolff haßte den Ausdruck „Patient,“, sie sah in ihren „Patienten,“ und „Patientinnen,“ gleichberechtigte Partner und Partnerinnen, denen sie half, zu sich selbst zu finden und die ihr eine Fülle von Einsichten in das Wesen von Menschen vermittelten. Ihre Beschreibung von Personen zu lesen - gleichgültig, ob es sich um Verwandte, Freunde, Freundinnen, Klienten handeln mochte - ist ein Genuß und zugleich eine Schulung der eigenen Beobachtungsgabe: Aus körperlichen Ausformungen, aber auch aus der kleinsten Geste zog sie weitreichende und, wie mir scheint, meistens zutreffende Schlüsse. Selbstverständlich bin ich nicht kompetent, Charlotte Wolffs Untersuchungsergebnisse zu beurteilen, aber ich glaube sagen zu können, daß sie sich durch ein einzigartiges Zusammentreffen von in sich widersprüchlichen Anlagen, heterogenen Interessen, einer Widerstand provozierenden sozialen Herkunft, die ihr Judentum einschließt, von persönlichem Schicksal und dem Hineingerissenwerden in die barbarischste Periode der deutschen Geschichte zu einem Menschen entwickelte, der aus häufig schwierigen, manchmal verzweifelten Umständen wie soll ich das nennen Unverwechselbares, Wertvolles zutage förderte. Ein Mensch, der oft innerlich zerrissen war darüber sprechen auch ihre Briefe - und intensiv nach anderen Menschen suchte, die diese Zerrissenheit sahen und verstanden, der aber zugleich die widerstrebenden Elemente seiner Persönlichkeit zu binden wußte eine schwere, andauernde Arbeit an sich selbst - und anderen, ich glaube: vielen anderen Hilfe und Halt geben konnte.

Denn als Charlotte Wolff auf der Flucht vor den Nazis nach Paris kam, hatte sie, wie so viele deutsche Emigranten, nichts, war sie ein Niemand, ein Mensch ohne Schutz, hautlos allen Widrigkeiten des Emigrantendaseins ausgesetzt. Aber sie hatte das Talent, Freunde, vor allem: Freundinnen zu finden, die ihr die ersten Schritte erleichterten, den Boden ebneten. Wie schon in Berlin, ist die Liste berühmter Namen, die ihre zu Freunden oder jedenfalls zu guten Bekannten wurden, lang, und so wird es auch in London sein. Ich stelle mir vor, dass alle diese Menschen, unter ihnen viele Künstler, Wissenschaftler, fasziniert waren von der Persönlichkeit, dem Geist, den Ideen dieser Frau; natürlich waren sie äußerst alarmiert durch die Möglichkeit, etwas mehr über sich, ihren Charakter, ihren Anlagen zu erfahren, indem sie ihr ihre Hände überließen: Das war die erste „Praxis,“ von Charlotte Wolff im Exil, auf die sie ihren Lebensunterhalt gründete. Doch war dies eine „Rettung,“ mit für sie widersprüchlichen Folgen:

„Meine Rolle bei diesen Handanalysen stimmte nicht mit meinen professionellen Werten überein. Und das führte dazu, daß ich in einen Zustand depressiver Angst geriet.“ Wie oft wird sie, in der langen Zeit des Exils - mehr als fünfzig Jahre! - noch diesen Zustand an sich erfahren; ich glaube, selten ist so rückhaltlos über die seelischen Folgen der Entwurzelung geschrieben worden wie durch Charlotte Wolff, die, keiner Partei, keiner Gruppierung, keiner Verbindung angehörend, als Ärztin auch in England lange nicht zugelassen, im äußersten Sinn des Wortes „ausgesetzt,“ war und, eigentlich bis zum Schluß, am Rand der jeweiligen Gesellschaft lebte, da, wo jederzeit der emotionale und auch der materielle Absturz möglich ist. Sie zahlt die andauernde Anspannung und Überanstrengung mit psychischen Störungen, mit Krankheit. Es erschöpfte sie, in ihrer Arbeit immer „die Tür ihres Unbewußten,“ öffnen zu müssen, um „zum Unbewußten der anderen Menschen,“ vorzudringen. Sie sehnte sich nach Aufmerksamkeit und Fürsorge, Unterstützung und Liebe eines anderen Menschen - „nach einer Mutter in vielen Gestalten, mit vielen Gesichtern.“ Sie hat in England nie eine wirkliche Heimat gefunden, nie das Gefühl der Fremdheit, des Ausgegrenztseins verloren, aber sie fand einzelne Personen, Frauen, mit denen sie zusammenlebte oder die ihr ihr eigenes Heim und ihre Zuwendung anboten, die wenigstens teilweise,

wenigstens auf Zeit den Rückhalt und die Sicherheit gaben, die für sie lebenswichtig waren. In den zwanziger Jahren hat eine alte russische Frau in Berlin einmal zu ihr gesagt: „Das schlimmste Schicksal überhaupt ist, im Exil zu leben.“ Charlotte Wolff hat bis auf den Grund die Erfahrung durchlebt, „eine Jüdin zu sein, die sich nirgendwo absolut sicher fühlen kann, nicht einmal in Israel,“.

Die Versuchung ist groß, immer weiter aus Charlotte Wolffs Arbeiten zu zitieren, aber da es sowieso unmöglich ist, die Fülle der Themen und Einsichten, die sie ausbreitet, auch nur anzureißen, lasse ich es bei dem wenigen bewenden, in der Hoffnung, es möge mir gelungen sein, auch denjenigen, die bisher nichts von ihr kannten als ihren Namen, deutlich zu machen, welchen Gewinn sie daraus ziehen könnten, wenn sie sich mit dem Leben, dem Gedankengut dieser Frau auseinandersetzen würden. Denn, nicht wahr, nicht ihretwegen bekommt dieses Volkshochschulkolleg ihren Namen: Charlotte Wolff ist tot und braucht keine Ehrung mehr. Wir brauchen sie, und ihretwegen, unseretwegen hat die Gruppe von Lehrkräften, die auf sie stieß und sich von Charlotte Wolff gefangennehmen ließ, diese Namensgebung durchgesetzt. Dazu möchte ich Sie beglückwünschen.

Gestatten Sie mir noch ein Postskriptum: Charlottes Freundin schrieb mir 1986, daß sie, Charlotte, am 12. September in ihrer Wohnung an einer Herztrömbose gestorben sei. Dies war der Tag, an dem ich anfang, die Absätze über sie in meinem Buch Störfall zu schreiben, durch die wiederum Sie darauf aufmerksam wurden, daß ich Charlotte Wolff kannte. So schließt sich ein Kreis. Wie hätte Charlotte, kaum verwundert, diese „Zufälle,“ genossen!

Veröffentlicht in: Argonautenschiff. Jahrbuch der Anna Seegers-Gesellschaft Berlin und Mainz e.V., Bd. 6, Aufbau-Verlag, Berlin 1997